

# VON DER MEINUNG ZUR MESSUNG ZUR MESSUNG DER MEINUNG

## Über zwei Zufallsbegriffe

Fast jeder Einsatz der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Psychologie trägt einen Keim des Verzichts auf Einsicht.  
Oswald Wiener, «Kybernetik und Gespenster» (2015)

**W**enn uns die beiden letzten Jahre der Seuchenmessung, -mutmaßung und -meinung etwas gebracht haben, dann, dass neben Mutmaßung und Meinung erstmals auch das Problem der Messung in den matten Lichtkegel der öffentlichen Diskussion geriet. Alle drei M haben mit zwei Zufallsbegriffen zu tun, und ob, und wenn ja, wie diese zusammenhängen, möchte ich im Folgenden skizzieren.

Wissenschaftlich ist der Zufall, wenn man von speziellen Meinungsverschiedenheiten bei seiner axiomatischen Grundlegung in der Wahrscheinlichkeitstheorie absieht, in der Anwendung *grundsätzlich* unproblematisch. Zufälle werden postuliert, wenn man die Ursachen von Messwerten nicht kennt und Letztere also nicht errechnen kann, also bei *Strukturmangel*, der leider durch das schwere Gewicht, das seit Claude Shannon dem Begriff der Information beigemessen wurde, zu oft *Informationsmangel* genannt wird.

Diese Unterscheidung wird manchem/r beckenmesserisch vorkommen, aber sie ist es durchaus nicht.

Information wird, selbst wenn sie, anders als bei Shannon, semantisch aufgefasst wird, intuitiv als *Maß* gedacht. Als Anzahl von Worten oder «Wissenselementen» oder «items» wäre sie demgemäß metrisch und daher messbar. Das Internet besteht aus einer, wenn auch kaum messbaren, Anzahl an Bytes. *Struktur* hingegen impliziert erstens Zusammenhänge innerhalb solcher «items» und *bewirkt* als solche eher das, was man in der Informationstheorie Redundanz nennt. Zweitens ist sie

immer eingebettet in eine (nur in kleinen Teilen bewusste und zur Handlung zwingenden) Orientierung eines *einzelnen* Menschen. Kurz, Struktur oder Ordnung oder Modell sind Synonyme für das konkrete Wissen *einzelner* Menschen. Ob und wie «das Universum» strukturiert ist, können wir nur *als einzelne Menschen* wissen.

Während Information also gemessen werden kann und demgemäß aus *Daten* besteht, ist Struktur etwas, das man *erlebt*. Erst das strukturelle Wissen um Zusammenhänge lässt uns zielgerichtet handeln, und Einsichten, die sich oft erst nach langer Beschäftigung und Konfrontation mit (im Gegensatz zu «Aufnahme» von) Daten als neue Zusammenhänge einstellen und als Aha-Erlebnis erfreuen, werden *erlernt*. Dabei ist klar, dass dieses Wissen bei jedem Menschen anders, von diesem/r je nach Gegenstand unterschiedlich präzise realisierbar und vor allem immer nur ad hoc in einem Rekonstruktionsprozess aktualisierbar ist (Eder und Raab 2015).

Kurz, Wissen besteht aus Modellen, die sich in der (sozialen und/oder physischen) Welt bewähren müssen. Je «sozialer» und weniger «materiell» sie sich bewähren, desto mehr werden sie von Mutmaßung zu Meinung.

## Messung

Bleiben wir bei den Daten, die man ehemals erst dann maß, wenn man als Wissenschaftler\*in eine Mutmaßung belegen (das heißt *nicht falsifizieren*) wollte. Daten stammen von Messungen einer Variablen, die wir nicht weiter zerlegen können und die in einen hypothetischen funktionalen Zusammenhang – der Mutmaßung – gebracht wird. Als Grundlage bleibt immer, dass entweder das, was wir verstehen wollen, deterministisch ist («Realismusthese») oder zumindest unser Verstehen nur Verstehen genannt werden kann, wenn es deterministisch ist («Erkenntnisthese», Wiener 1996).

Erfüllt die Auswahl der Einzelmessungen nun jene Kriterien, die Richard von Mises 1928 in seinem Klassiker *Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit* festlegte, so ist nicht nur ihre Stichprobe repräsentativ, sondern folgt auch einer als Funktion beschreibbaren Zufallsverteilung. Das wichtigste Kriterium ist ein klar umgrenztes Kollektiv, dessen gemessenes Merkmal, was Mittelwert und Streuung zum Beispiel betrifft, sich nicht durch *willkürliche* Auswahl aus der Stichprobe verändert. Ordne ich den Messwerten beispielsweise jeweils eine natürliche Zahl zu, darf sich die Verteilung durch eine Regel, die eine Untermenge eliminiert, nicht verändern. Nur dann sind die Messungen zufällig verteilt und die aus ihnen errechneten statistischen Parameter im Sinne der Ausgangshypothese deutbar.

Dass von Mises' Kriterien in der Wissenschaft und besonders in den Verhaltenswissenschaften, wo allein die Stichprobenauswahl sehr trickreich ist, nicht oft eingehalten werden können, liegt auf der Hand. Sehr oft nimmt man die Daten, die man bekommt, und liest ihre «Validität» an ihren Streuungsmaßen ab, als mache allein ihre Konsistenz Daten objektiv. Ein Taschenspielertrick, aber er «funktioniert», solange niemand die

Studien auf ihre Repräsentativität prüft (Open Science Collaboration 2015).

In den Verhaltenswissenschaften kommt noch erschwerend hinzu, dass der/die Messende dasselbe «Wesen» hat wie das Gemessene, und die Variablenauswahl, –weglassung und –idealisierung daher auch einen psychischen Aspekt hat, der zur *Abwehr* bestimmter Deutungen dienen kann (Devereux 1978). Mutmaßungen und Messungen dienen dann zum Schutz vor anstatt zum Gewinn von Einsichten.

Die Wahrscheinlichkeitstheorie wurde von Daniel Bernoulli und Pierre-Simon Laplace im 18. Jahrhundert für das Glücksspiel und zur Besicherung von Schiffsladungen entwickelt (Hogben 1966: 647). Sie diente zur Berechnung von Risiken und nicht – wie später in der Wissenschaft – zu Prognosen. Ein Ereignis ist, wie angedeutet, *definitionsgemäß* zufällig, wenn ich gar keine oder keine angemessene sparsame Möglichkeit sehe, es aus materiellen Ursachen strukturell abzuleiten, was die Messung ja überflüssig machen würde. Die Mutmaßung zum Beispiel, ein Würfel sei gezinkt, erweist sich an der Ungleichheit der Wahrscheinlichkeiten der sechs möglichen Fälle seines Wurfs. Diese *herzuleiten* ist nicht nur unpraktisch, sondern insbesondere bei vielen interdisziplinären und komplexen, das heißt nicht auf einen funktionalen Zusammenhang reduzierbaren Problemen *unmöglich*. Auf Information (Daten und Statistik) wird mithin ausgewichen, *weil* es an Struktur mangelt. Das heißt jedoch nicht, dass es für das jeweilige Problem keine strukturelle Theorie gibt oder geben kann. Sie bleibt letztlich das Ziel jeder Wissenschaft (zumindest bis vor Kurzem).

Die praktische Definition von Zufall resultiert also aus dem Mangel an *Struktur*. Diese wiederum lässt sich nicht aus Daten «ableiten» und ergibt sich nur durch dauerhafte Beschäftigung mit einem vorstrukturierten Problem. Wenn sie dem/r Einzelnen in Form eines Einfalls plötzlich auftaucht, so sind daran viele bereits existente Strukturen beteiligt. Der Einfall erscheint *magisch*, weil viele dieser Strukturen unbewusst bleiben, wir auf ihrer Grundlage zwar handeln, sie aber nur selten explizieren (müssen).

Um den magischen Aspekt des produktiven Einfalls mit der wissenschaftlichen Prämisse, kognitive Prozesse liefen deterministisch ab (was übrigens auch gilt, wenn man sie als dynamische Systeme mit «emergenten» Eigenschaften konzipiert – eine nichtmechanistische Wissenschaft kann es nicht geben), widerspruchsfrei zu machen, prägte Oswald Wiener den Begriff des «gelenkten Zufalls» (2000: 43f.). Gelenkt ist der Zufall insofern, als ein Reiz aus der deterministischen Umwelt in spezifischer, hier für das Denken produktiver Weise, auf die ebenso deterministische, aber durch ihre Geschichte einmalige Orientierung eines Einzelwesens einwirkt. Man stelle sich zwei Schablonen vor, die so gegeneinander verschoben werden, dass nur in bestimmten Stellungen beider zueinander erkennbare Gestalten sichtbar werden.

Ich werde weiter unten erläutern, wie meiner Ansicht nach der mathematische Zufallsbegriff für Daten und der erkenntnistheoretische Zufallsbegriff zum Strukturwerb in der Praxis zusammenhängen. In der englischen Sprache lassen sich diese

beiden Zufallsbegriffe jedenfalls besser abbilden: Der gelenkte Zufall nennt sich dort «chance» oder «coincidence» (eben weil er «glücklich» gelenkt ist), der «mathematische Zufall» «randomness» (Blackburn 1994: 60 bzw. 318).

Strukturen entstünden also ohne gelenkten Zufall gar nicht. Sie sind ein evolutionäres Merkmal des menschlichen Gehirns in einer «überdeterminierten», weil zu viel Information liefernden Umwelt. Ihre Anwendbarkeit in der Außenwelt wiederum hat keine Wahrscheinlichkeit, da dort ja der zuvor dargelegte Zufallsbegriff für Information, also Messdaten gilt. Hypothesen, die man mathematisch formulierte Strukturen nennen kann, haben daher, anders als Karl Popper (1973) glaubte, überhaupt keine Wahrscheinlichkeit. Sie stimmen mit Daten überein oder nicht.

Alle Strukturen, auch wissenschaftliche, sind immer individuelle Mutmaßungen, wengleich sie sich im ersten Augenblick als notwendig «aufdrängen».

## Mutmaßung

Wenden wir den erkenntnistheoretischen Blick von der Wissenschaft zum Alltag. Jedes eigene Verstehen eines Zusammenhangs, auch einer bereits bestehenden Theorie, das heißt jedes Nachvollziehen einer «bekannten» (wem?) Einsicht führt also zu einer Struktur mit Datenmanko. Es wird wohl allen aufgefallen sein: Unsere Mutmaßungen «kommen» oft trotz wenig Information aus der Umwelt, oft durch Analogien mit bereits Kapiertem.

Jede Mutmaßung ist dabei immer kreativ, eine für den Einzelnen neue Struktur, und der «guess» muss keineswegs «educated» sein. Ich denke, jedermann und jedefrau kennt von sich selbst (aus der Schule et cetera), wie befriedigend das Nachvollziehen einer Struktur ist, ohne dass die Struktur für andere, geschweige denn alle neu sein muss. Nur Wissenschaftler\*innen (und Kunstschaffende) streben bisweilen neue Einsichten an, wobei bei komplizierten, nicht als Funktionen darstellbaren Theorien auch die Kombination mehrerer Theorien neu sein kann.

Von der wissenschaftlichen Theorie zur Privatmutmaßung ist der Übergang fließend. Der Unterschied besteht nur in der Detailgenauigkeit, Präzision der Formulierung und sozialen Akzeptanz. Jedenfalls fällt im Alltag das Testen solcher Mutmaßungen durch Statistik aus. Die Mutmaßung des Privatmenschen ist so gut wie immer an anekdotischen Beobachtungen aufgehängt, während der oder die Forschende ihre Subjektivität mit Datensammlung und Statistik «objektiviert».

Allerdings zeigte bereits vor fünfzig Jahren Georges Devereux (dt. 1984), dass der Grad der Abstraktion der gewählten Variablen in den Verhaltenswissenschaften zwar hinter dem Konzept der «Operationalisierung» versteckt werden kann, demgemäß eine psychische Variable nicht direkt, sondern indirekt über sichtbares Verhalten gemessen wird, sich darin aber die Angst des oder der Forschenden vor dem Gegenstand und dessen mechanistischer Erklärung ausdrückt. Das klare, me-

chanistische Verstehen bringt seinen Gegenstand insofern «zum Schweigen», als er seiner Aura, seines Geheimnisses beraubt wird. Etwas zu verstehen ist ambivalent: Es reduziert Angst, weil es berechenbar macht, aber schluckt gewissermaßen den Zauber des Gegenstands. Devereux leitet weiter aus seinen Beobachtungen im Verhaltenswissenschaftsbetrieb ab, dass die Angst umso größer ist, je näher der Messgegenstand dem eigenen Ichgefühl auf den Pelz rückt. Die psychologische Selbstbeobachtung erzeugt wohl auch, aber nicht nur deswegen so viel Widerstände nicht nur in den Rezipient\*innen, sondern auch im Selbstbeobachtenden. Sie ist, besonders wenn nüchtern und ohne Ich-Kitsch durchgeführt, unheimlich, weil das eigene Funktionieren mechanistisch erlebt wird.

Jedenfalls ist meines Erachtens in der Seuchenzeit auffallend, dass alle an der Diskussion Teilnehmenden – und das waren diesmal wirklich fast alle – den Streit um ihre Meinung mit Mutmaßungen belegten, die sie aus den veröffentlichten Daten ableiteten. Dass die Analyse von Daten selbst bereits ein theoretischer und subjektiver Akt ist, scheint außer den verbliebenen «seriösen» Wissenschaftler\*innen kaum jemandem aufgefallen zu sein. Denn natürlich «suchen» sich alle Parteien jene Daten, die zu ihren Mutmaßungen passen. Natürlich sind jeder/s Mutmaßungen durch ihre/seine (politische) Meinung verzerrt. Natürlich ist diese Meinung zum größten Teil eine Folge von Sozialisierung und damit milieuspezifischer Ängste. So entstand im 17. Jahrhundert bereits die allererste Sozialstatistik, wie bereits Hans Zeisel (1975) im Anhang an Marie Jahodas berühmte Studie über *Die Arbeitslosen von Marienthal* ausführte, aufgrund der Ängste der feudalen Herrschaft, die «ihre» Untertanen nicht mehr wiedererkannten.

Statt über Daten und Statistiken hätte man besser offiziell über diese Ängste streiten sollen, was stattdessen privat in Familien und Freundeskreisen geschah. Auch Ängste sind schließlich Tatsachen, wengleich man sie nicht messen kann. Ob und ab welchen Symptomen und Kosten man sie «neurotisch», sprich unökonomisch und damit «irrational» nennen soll, werden indes leider nicht einmal mehr Fachärzt\*innen für Psychiatrie entscheiden wollen.

Daher der Deadlock in der Diskussion, als könne sich aus den Daten allein die «Wahrheit» herauschälen. Diese Neigung und die Ausweglosigkeit der (Impf-)Diskussion bringt krass zu Bewusstsein, dass «big data» – die gewonnen werden, weil es billig geht, und nicht, um Hypothesen zu belegen – zwar Wissenschaftler\*innen Korrelationen und damit auch neue Mutmaßungen ermöglichen, Theorien jedoch nicht ersetzen können. Aus diesem Grund sprach Chris Anderson bereits 2008 etwas wehmütig vom «Ende der Theorie» (in der Wissenschaft).

In ökonomischer Deutung der These Devereuxs kann man freilich auch konstatieren, dass eine Mutmaßung umso einfacher zu haben ist, je weiter sie von ihrem Gegenstand entfernt ist und je weniger direkt ihre Auswirkungen uns betreffen. Je mehr Wohlstand, desto – ja – unwichtiger auch die Mutmaßung (Galbraith 1959).

Denn wie wenig wir fix wissen, so viel können wir uns meinnungsmäßig leisten! Daher vielleicht die Massenunterhaltung



qua «permanentem Meinungs austausch». Ein Grund für die endlose, hasserfüllte, aber eben auch lustvolle Diskussion um Maßnahmen, Opfer und Täter ist wohl auch die, wenngleich hyperaktive, aber schon länger als die Seuche währende Lange weile.

Ein Motiv zu opponieren kann ja schließlich sein, dass dies schlicht *möglich* ist. Es gibt keine «Pflicht zur sozialen Moral».

## Meinung

Eine Meinung schließlich hat, wenn ich es recht überlege, über die Mutmaßung hinausgehend noch einen technischen und einen moralischen Aspekt. Technisch, weil die Meinung im Sinn einer *techné* auf eine Veränderung der *Außenwelt* hinausläuft, während eine Mutmaßung oder Hypothese gerne «akademisch», sprich innerlich bleiben kann. Der moralische Aspekt äußert sich darin, dass man die eigene Meinung für richtiger hält als die anderer, während Hypothesen nebeneinander bestehen können (solange mit ihnen nicht um Ressourcen konkurriert wird und sie dadurch zu Meinungen degradiert werden).

Man mag es als paradox bezeichnen, aber gerade *weil* Meinungen aufgrund dieser beiden nach außen gerichteten Zusatzmerkmale *im Prinzip weniger* individuell sind, identifiziert sich der oder die Einzelne mit ihnen stärker. Es gibt keine teilnahmslose Meinung, sind diese doch, neben Erinnerungen, der zentrale Teil jedes Ichs. Meinungen sind daher auch *immer* politisch, was dazu führt, dass man ausgerechnet über das, was man am wenigsten genau weiß, am leichtesten in Streit gerät. Das etwas tragische Gefühl, immer verbissener zu streiten, obwohl man immer weniger weiß, worüber, ist gewiss allen bekannt.

Das erinnert unübersehbar an unser Pandemieproblem. Im gegenwärtig multipel verängstigten Klima ist es leider auch für Wissenschaftler\*innen *de facto* unmöglich, Hypothesen *schlüssig* mit Daten zu belegen. Das liegt zum einen ganz praktisch daran, dass eine Seuche ein «Phänomen» ist, das offenkundig so viele wechselwirkende Aspekte besitzt, dass sie nicht in eine Gesamttheorie gebracht werden können. Die Verbreitung hängt mit Ängsten zusammen, die wiederum auf das Immunsystem rückwirken, was wieder mit der Pharmazeutikanachfrage korreliert und so fort.

Zudem wären, selbst *wenn* es eine hinreichende Theorie von Covid und vor allem seiner Ausbreitung gäbe, entsprechende Messungen aller Theorieteile praktisch nicht möglich. Dazu nur ein Beispiel: Eine genaue Probenahme zwecks genauer Modellierung der Aerosolverbreitung aus *einem* anatomisch spezifischen Mund, würde diese Verbreitung so stören, dass sie nicht mehr gemessen werden könnte. Dieselbe praktische Einschränkung gibt es in vielen Wissenschaften komplexer Systeme. Auch die Mechanik des Erdbebens ist vollständig bekannt, aber die Parameter können nicht statistisch hinreichend genau für eine Prognose ermittelt werden, ohne die Erdkruste bei der Probenahme so zu verändern, dass ein Erdbeben *ausgelöst* würde.

Es bleiben also nur Meinungen, weil ja gehandelt werden muss, allein um laufende Kontrakte einzuhalten (als Beispiel sei der «Zusammenbruch des Medizinsystems» genannt, der in erster Linie ein juristisches Problem darstellt).

An der gegenwärtigen Meinungsdynamik scheinen mir zwei Aspekte besonders interessant. Erstens, dass sich die beiden «emergenten» Gruppen – die «Ja-» und die «Neinsager\*innen» – gegenseitig *definieren*. Da es keine endgültige Theorie gibt, ist es für beide Seiten offenbar emotional am billigsten, sich durch die vermeintlich falsche Mutmaßung der Gegenseite abzugrenzen. Zum Zweiten fällt auf, dass man, jedenfalls in Zentraleuropa, vergessen zu haben scheint, dass man etwas auch *ohne Grund* machen darf. Die meisten Dinge, die ich tue, könnte ich überhaupt nicht mit gutem Gewissen motivieren und müsste, wenn ich dazu genötigt werde, eine mehr oder weniger fadenscheinige Story dazu ersinnen. Gerade der Druck der Regierung und der ihr in den Pandemiemaßnahmen folgenden Mehrheit scheint dazu geführt zu haben, dass die Maßnahmengegner\*innen, oft auch trotz gegenteiliger Bildung, bei eher originellen Theorien Zuflucht suchten. Der innere Druck, das eigene Verhalten ohne Not zu begründen, ist, so scheint es, eine westliche Sitte. Dabei ist gerade das ein äußerst zweifelhaftes moralisches Unterfangen (Freud 1999). Ist der Konformitätsdruck so groß? Man hätte auch ehrlich sagen können: «Ich weiß es nicht, aber ich habe ein ungutes Gefühl.» Das scheint nicht mehr up to date zu sein, und ich nehme zur Kenntnis, dass mich die Gesamtbevölkerung, geboostert durch eine Handvoll Expert\*innen, in Sachen wissenschaftlicher Größenwahn rasant überholt hat.

Sicher, die Verschwörungstheorien sind übertrieben. Die Welt wird von selbst «im Inneren zusammengehalten», dazu braucht es weder ein kapitalistisches Mastermind noch Euphorie, Angst oder Doofheit (Wilson 2007). Doch immerhin geben solche «Theoriemeinungen» Halt in einer Situation, die eben weder durch noch mehr Messung noch durch eine Theorie *ad hoc* kontrollierbar ist und zur Angstbesänftigung nach jemandem schreit, der oder die *alles weiß*. Man sucht eben Drogen und Rat.

Denn wir *wissen schlicht nicht gewiss*, ob nun Maßnahmen die eine oder gar die einzige Ursache für den Infektionszahlenrückgang ist, wir mutmaßen es. Auch abgesehen von den statistischen Schlampigkeiten der Datendarstellung und dem Mangel an klarem Wissen, ist es zudem *unmöglich*, durch die Aggregatbetrachtung *juristisch hinreichend* auf das Einzelverhalten zu schlussfolgern. Die Infektions- und Erkrankungswahrscheinlichkeiten müssen ja, je nach körperlichem Zustand und, vor allem, Berufs- und Alltagsverhalten um ganze Größenordnungen unterschiedlich sein, woraus sich sehr viel Ungerechtigkeitsgefühl ergab, da nicht wenige in statistischen Stichproben *überhaupt nie vorkommen würden*, und daher die hygienischen Maßnahmen «hinter ihnen vorbeigehen». Zudem sind die Kausalketten, die für eine Beweisführung notwendig wären, nicht nur teilweise unbekannt, sondern, denke ich, prinzipiell gar nicht vollständig zu haben. Der Aufwand wäre zu groß und Messungen in der erforderlichen Dichte unmöglich.

## Messung der Meinung

Das scheint mir der Kern des politischen Dilemmas zwischen Grundgesetz und Seuchenbekämpfung zu sein. Seltsamerweise liefert die Naturwissenschaft nur dann echte Kausalerklärungen, wenn die experimentellen Rahmenbedingungen künstlich sehr gut fixiert werden können, und das ist selbst beim experimentellen Nachweis der Fallgesetze bereits ein Husarenstück. Gerade die Naturwissenschaft kann nur künstliche Phänomene präzise vorhersagen.

Das Rechtssystem und die Bürokratie hingegen fußen notwendig auf Kausalketten, um ihre Logik überhaupt in Anschlag bringen zu können. Dort, wo dies nicht möglich ist, der Rechtsbrecher sich zum Beispiel nicht einsichtig zeigt, wird durch «Expertenurteil» und Schiedsspruch mehr oder weniger willkürlich, aber eben durch die Mehrheit (qua Stellvertreterwahl) sanktioniert, entschieden. Der oben genannte pragmatische Umgang mit nicht repräsentativen Daten scheitert, wo es nicht um Academia, sondern um Gewährleistung und Sicherheit geht.

Wie also ein Naturereignis mittels Bürokratie bekämpfen? Wie es überhaupt vom bürokratischen Ereignis trennen, wenn es beides ist?

Noch dazu, wenn, als wolle man das Problem der Wechselwirkung zwischen Messendem und Messung auf die Spitze treiben, die politischen und medialen Maßnahmen die Meinungen auf Ja- und auf Nein-Seite so verstärken, dass man bei einer Mittelmeinung, selbst wenn diese wie hier gar nicht auf Anwendung zielt, von beiden Seiten attackiert wird. Seit Langem ist bekannt, dass im Internetzeitalter jene «Filterblasen» entstehen, die jeder/jedem nur noch «seine» und «ihre», sprich ich-syntone Information auf Basis früherer Sucheingaben und Nutzerdaten liefert (Pariser 2011). In den letzten beiden Jahren kam noch dazu, dass durch die Rückkoppelung der Meinungsforschung auf die Meinenden die Grenzen noch krasser akzentuiert wurden.

Da diese in unseren Echokammern gerade wegen der «Medienvielfalt» verstärkt wurden, kommt es zu jenem «Double Groupthink» (Janis 1972), den wir heute gewärtigen und der auch mit der staatsgewaltigen Maßnahme von Pflichten nicht geändert werden wird können. Es bleibt bei: Ja oder nein? Dialog ist unmöglich, weil er Ängste schüren würde. Die eigene Meinung reiche, bitte, bis zum Horizont.

Alle diese gruppenpsychologischen und zugleich technologischen Faktoren führen in der Praxis, obwohl nachweislich mehr Daten verfügbar sind, für jede Gruppe und damit für jede/n Einzelne/n zu weniger Datenvielfalt. Und selbst wenn man gelenkte Zufälle nicht berechnen kann, sagt die Intuition: In einer informationsverarmten Umwelt müssten auch die Gelegenheiten, in denen die Außenwelt günstig für Erkenntnisse in unsere Orientierung eingreift, weniger werden. Wir haben im Prinzip mehr Information als je zuvor technisch verfügbar, sind aber ihr gegenüber psychisch jede Woche blinder und haben daher immer weniger kreative Einsichten.

Die «neuen» Politiker\*innen scheinen diesen «Demoskopie-Loop» instinktiv gut zu nutzen, denn für das Zielgruppenmar-

keting reicht die oberflächliche Datenanalyse in Blasen ja aus. Der Erfolg von psychologisch so schwer zu charakterisierenden «Non-Entities» wie S. Kurz, der ja gerade wegen seiner Meinungslosigkeit punktet und jungfräulich sexy wirkt, wird sich daher mit anderen Non-Entities fortsetzen. In einer Technokratie scheinen auch Wahlen weder politische Effizienz noch Legitimität zu gewährleisten (Van Reybrouck 2016).

Wenn Wissenschaft Politik und Politik Wissenschaft macht, das heißt, wenn man ein Problem zwar «rational», aber ohne Einsicht, dass man Teil des Problems ist, behandelt, kommt leider keine rationale Politik heraus. Die Menschen wurden in der Pandemie als Messobjekte und Daten schlicht wegabstrahiert.

Doch ihre Ängste sind für jede/n von uns jeden Tag spürbar. Was diese Seuche zum ersten Mal, seit die Wissenschaft die Religion als Leitidee abgelöst hat, zeigt, ist, dass erstere wegen ihrer pragmatischen, kritischen und vor allem prinzipiell den Zufall umfassenden Weltansicht die (Pseudo-)Allwissenheit der Religion nicht ersetzen kann. Die laut Freud biologische Sehnsucht nach einer umfassenden und widerspruchsfreien Weltansicht – nach totalitärer Sicherheit mit anderen Worten – kann Wissenschaft ihrem Prinzip nach nicht bieten.

Die Lösung dieses Problems, das den Kern der Labilität aller demokratischen politischen Systeme ausmacht, kann nur in der Bildung einer Bevölkerung liegen, die sich genau dieses Problems wenigstens auf dem hier skizzierten feuilletonistischen Niveau bewusst ist.

Bis dahin könnte jede/r von uns versuchen, nicht so viel Druck auszuüben, dass der oder die andere zu einer unstrukturierten und uninformierten Meinung gezwungen wird. Wir könnten uns alle, auch und gerade unsere Expert\*innen mehr als bisher mit dem guten, alten «ich weiß es nicht» bescheiden.

### Literatur:

- Simon W. Blackburn, 1994. *The Oxford Dictionary of Philosophy*. Oxford: Oxford University Press.
- Georges Devereux, 1984. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thomas Eder und Thomas Raab (Hg.), 2015. *Selbstbeobachtung. Oswald Wieners Denkpsychologie*. Berlin: Suhrkamp.
- Sigmund Freud, 1999. *Gesammelte Werke*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- John K. Galbraith, 1959. *Gesellschaft im Überfluss*. Zürich: Droemer/Knaur.
- Lancelot T. Hogben, 1956. *Mathematik für alle*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Irving L. Janis, 1972. *Victims of Groupthink*. Boston: Houghton Mifflin.
- Richard von Mises, 1929. *Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit*. Berlin: Springer.
- Open Science Collaboration, 2015. «Estimating the reproducibility of psychological science». *Science*, 349, aac4716.
- Eli Pariser, 2011. *The Filter Bubble*. London: Penguin.
- Karl Popper, 1973. *Objektive Erkenntnis*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- David Van Reybrouck, 2016. *Gegen Wahlen*. Göttingen: Wallstein.
- Oswald Wiener, 1996. *Schriften zur Erkenntnistheorie*. Wien, New York: Springer.
- Oswald Wiener, 2000. *Materialien zu meinem Buch VORSTELLEUNGEN (= Ausschiff 05)*. Wien: Technische Universität.
- Robert A. Wilson, 2007. *Lexikon der Verschwörungstheorien*. München: Piper.
- Hans Zeisel, 1975. «Zur Geschichte der Soziographie». In: Marie Jahoda, Paul F. Lazarfeld und Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 113–142.